

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Christoph Gutknecht**  
**Lauter böhmische Dörfer**  
oder wie die Wörter zu ihrer Bedeutung  
kamen

212 Seiten, Paperback  
ISBN: 978-3-406-58696-5

## Vorwort

Mit heißem Herzen und Hirne  
naht' ich ihr Nacht für Nacht.  
Sie war eine dreiste Dirne,  
die ich zur Jungfrau gemacht.

Karl Kraus, *Die Sprache*

„In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache“, sagte Karl Kraus. Das hat natürlich viele Gründe: Die Herkunft vieler Sprachbilder ist aufgrund von Tabus und Schönrederei verdunkelt, Fremdwörter dringen in die Sprachen ein, Internationalismen bilden sich heraus, Poeten schaffen verwirrende Sprachkunststücke und Sprachkunststücke. Vor allem: Die Bedeutung vieler Wörter wandelt sich, und im übrigen gilt die Erkenntnis Heinrich Heines: „Lebt das Wort, so wird es von Zwergen getragen; ist das Wort tot, so können es keine Riesen aufrecht erhalten.“

Im vorliegenden Buch wird für diese Probleme Abhilfe geschaffen: Es warnt davor, sich schanghaien zu lassen, beschreibt einen knauserigen Silhouette und geschäftstüchtige Lombarden, macht Sie mit den Herren Micawber, Scrooge und Pecksniff, aber auch mit Aussprüchen Margaret Thatchers bekannt und erläutert Ihnen, daß das Wort *Benzin* von Sprachwissenschaftlern allen Ernstes auf den Fabrikanten *Karl Benz* zurückgeführt worden ist.

Das Buch verrät etwas von der Pedanterei schlägelfauler Nebenmenschen, aber auch von Bienenwölfen und Honigschweinen; es bietet Erläuterungen zu Wieselwörtern, Reiberdatschis und persisch-deutschen Spracheinflüssen (zu denen mir Ani Besharatian einige Angaben gemacht hat), gibt politisch korrekte Hinweise zur Bezeichnung melanin-armer und vertikal herausgeforderter Personen und vermittelt Kenntnisse über

Spitznamen, falsche Freunde und Lästerungen à la Rabelais. Dabei wird ungeniert Tacheles geredet. Viele spannende Geschichten, die uns die Wörter beim Rundgang durch böhmische Dörfer der Sprachgeschichte erzählen, werden den Leser(inne)n spanisch vorkommen. Daher sollen ein Verzeichnis der aufgeführten Wörter, ein Sach- und Namenregister sowie ein Literaturverzeichnis den Zugang zum vertieften Studium der historischen Bezüge erleichtern, denn: „Damit eine Gesellschaft ehrenvoll dauert,“ – so Heinrich Mann – „muß sie die Macht des Wortes erkennen.“

Die „Böhmischen Dörfer“ sind seit ihrer Erstaufgabe in der Presse und im Rundfunk ausführlich gewürdigt worden; ich danke allen Rezensenten. Aber ich danke daneben insonderheit den vielen Lesern, die mich mit ihren Briefen durch Fragen und Anregungen amüsiert und bereichert haben.

Über drei Hinweise habe ich mich besonders gefreut: Günter Kunert erinnerte mich daran, daß *Chómez* im übertragenen Sinne soviel bedeutet wie „nichtsnutzige, unbrauchbare Sache, wie Sauerteig am Osterfeste“ und schrieb mir (unter Bezug auf das Tucholsky-Zitat auf S. 176), was ich bislang nur errahnte, aber nicht gewußt habe: „*Kokmès* stammt aus dem Jiddischen und ist eine Franzöisierung von *Chómez*, von Nichtigkeiten; ein Jargonausdruck, der im jüdischen Kleinbürgertum Berlins (wie andere Ausdrücke) an der Tagesordnung gewesen ist . . .“ – Dr. Johannes Lehmann ergänzte: *Schlamassel* (S. 115) erklärt sich auch ohne das deutsche Wort *schlimm* aus dem Hebräisch-Jiddischen dirket: *Sch* ist eine Art Relativpronomen und bedeutet: „von dem gilt“; *lo* ist im Hebräischen die Verneinung („nicht“); *Massel* ist der Glücksstern. *Schlamassel* ist also „eine Sache, von der gilt: sie hat kein Glück“. – *Pleite* (hebräisch *peleta* = „Flucht“) beschrieb das Geschäftsgebahren, einfach abzuhaufen, wenn man ruiniert war. Also sagt man korrekt: *er geht Pleite* statt *er macht Pleite*. Von den im Deutschen nicht mehr verstandenen *Pleitegebern* stammen als Ersatzbildung die unsinnigen *Pleitegeier*.

Hamburg, im April 2009

Christoph Gutknecht

## Affengeil Sprache im Wandel

### *Freiheit, die ich „meine“*

Anlässlich des Stiftungsfests der Universität München im Juni 1910 formulierte der große Germanist Hermann Paul in einer Rede „Über Völkerpsychologie“ sein sprachwissenschaftliches Credo: „Daß die Sprache in einem beständigen Wandel begriffen ist, ist etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches.“

Ein gutes Beispiel ist die Anfangsstrophe eines Liedes, das Max von Schenkendorf geschrieben hat, ein Freiheitskämpfer aus dem Jahre 1813, der damals die Massen durch seine vaterländisch-frommen Lieder zu begeistern wußte.

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,  
Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!  
Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt?  
Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt?

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,  
Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!  
Freiheit, holdes Wesen, gläubig, kühn und zart,  
Hast ja lang erlesen dir die deutsche Art.

So recht, das würde man heute meinen, ergibt der erste Vers in unserem Verständnis keinen Sinn. „Freiheit, die ich *meine* . . .“: Hier hat das Verb *meinen* nicht die heute üblichen Bedeutungsvarianten ‚eine bestimmte Ansicht haben‘, ‚annehmen‘ oder ‚denken‘.

Erst der Blick in ein etymologisches Wörterbuch verrät uns, daß z.B. das angelsächsische *mænan* ein breites Bedeutungs-

spektrum aufweist. Es reicht von ‚bedeuten‘ über ‚beabsichtigen‘ bis zu ‚erwähnen‘, ‚sprechen‘, ‚klagen‘ und ‚trauern‘. Noch heute bedeutet ja im Neuenglischen *to mean* einerseits ‚beabsichtigen‘ – *I mean to do something* (‚Ich beabsichtige, etwas zu tun‘) – und andererseits ‚bedeuten‘: *Do you know what that means?* (‚Wissen Sie, was das bedeutet?‘)

Das mittelhochdeutsche *meinen* bedeutete soviel wie ‚sinnen, denken, seine Gedanken auf etwas richten – in feindlicher oder wohlwollender Weise‘. Interessant ist nun, daß sich später im Mittelhochdeutschen aus diesem Bedeutungsfeld nur ein Teilaspekt, nämlich das ‚Freundlich-gesinnt-Sein‘, zur Bedeutung ‚zugeneigt sein, lieben‘ weiterentwickelt hat.

Und gerade diese Bedeutungsvariante wird in Prosatexten bis ins 17. Jahrhundert und in der gereimten Dichtung – wovon unser Beispiel zeugt – bis ins 19. Jahrhundert bewahrt und versinkt später wieder im Meer des Vergessens.

Daran wird für uns deutlich: Erst durch die Rückschau auf die ältere, uns heute nicht mehr geläufige Bedeutungsvariante haben wir den Vers *Freiheit, die ich meine* semantisch entschlüsselt. Statt der vermeintlichen, also irrtümlichen Auslegung können wir ihm jetzt die angemessene Interpretation geben, durch die er verständlich wird: ‚Freiheit, die ich liebe...‘

### *Es geht ums „Glück“*

Bei einem weiteren Fall, dem man den Bedeutungswandel auf den ersten Blick gar nicht ansieht, geht es um das Glück. Die Herkunft dieses als mittelhochdeutsch *gelücke* in der frühhöfischen Dichtung erstmals 1160 belegten Wortes, das sich mit der ritterlichen Kultur vom Rhein aus langsam über das deutsche Sprachgebiet verbreitete, ist nicht geklärt. Überdies schrieb Heinrich von Kleist 1799 in einem Brief an Martini: „... die Begriffe von Glück... (sind) so verschieden wie die Genüsse und die Sinne, mit welchen sie genossen werden.“

Auch wenn die Herkunft des Wortes dunkel ist, auch wenn das, was jeder einzelne von uns unter Glück versteht, sich un-

terscheiden wird, so wissen wir doch, daß das Wort *Glück* anfangs ganz allgemein ‚Zufall, Schicksal oder Geschick‘ bedeutete, also soviel wie ‚böser oder guter Ausgang eines Geschehens‘. In der Wendung *auf gut Glück* hat sich die neutrale Bedeutung im Ansatz bis heute erhalten. Deutlicher noch bewahrte das mittelhochdeutsche Gegensatzpaar *guot gelücke* und *übel gelücke* – also die Möglichkeit des Ausganges zum Guten oder Bösen – jenen neutralen Schicksalsbegriff, der später mit *sælde* und *heil* konkurrierte, den älteren mittelhochdeutschen Ausdrücken für *Segen* und *Heil*.

Treffend heißt es daher im „Etymologischen Wörterbuch des Deutschen“, das 1993 (in zweiter Auflage) erschien: „Aus dem engeren Gebrauch im Sinne von ‚günstiger Verlauf oder Ausgang eines Geschehens, günstiges Geschick‘ entwickelt sich *Glück* zur Bezeichnung des wünschenswerten ‚Zustands starker innerer Befriedigung und Freude‘“. (Ibid. S. 458)

Interessant ist es auch, sich einmal in den englischen Wortfeldern von *Glück*, *Zufall* und *Schicksal* zu bewegen.

Wie im Lateinischen, Deutschen, Französischen und vielen anderen Sprachen gibt es nämlich auch im Neuenglischen Fälle, in denen ein semantisch neutrales Wort manchmal nur in der positiven Bedeutung verwendet wird. Es gibt aber auch solche, in denen ein bis heute in bestimmten Kontexten als neutral empfundenes Wort zuweilen nur in negativer Bedeutung verwendet wird.

Zugegeben: Das hört sich kompliziert an, aber es ist leicht zu erklären! Das Wort *luck* z. B. ist etymologisch verwandt mit dem erwähnten mittelhochdeutschen Wort *gelücke* in der neutralen Bedeutung von: ‚(gutes oder böses) Geschick‘. Noch heute heißt *As luck would have it*: ‚wie es der Zufall wollte‘, ‚wie es das Schicksal wollte‘. *Luck* kann aber, so wie das deutsche Wort *Glück*, auch im Sinne von *good luck* gebraucht werden: *he tried his luck*, ‚er versuchte sein Glück‘. Das Gegensatzwort, das Antonym, muß dagegen meistens mit einem entsprechenden Attribut gekennzeichnet werden: *He/she had bad luck* sagen wir, wenn jemand ‚Pech‘ gehabt hat. Ich sagte „meistens“, denn auch *to be down on one's luck* bedeutet ‚vom Pech

verfolgt‘ sein; *out of luck* heißt ‚glücklos‘. Das Adjektiv *lucky* hingegen hat nur die positive Bedeutung ‚glücklich‘.

Ebenso besitzt das sich aus dem lateinischen *fortuna* herleitende Wort *fortune* – ‚Schicksal‘ – neben der neutralen Bedeutung (z. B. in *fortune-telling*, also ‚Wahrsagerei‘) auch die Bedeutung ‚Glück‘, z. B. im Satz *He made his fortune. He made a fortune* heißt sogar ‚Er machte ein Vermögen‘. Die gegensätzliche Bedeutung, also ‚Unglück‘, muß als *bad fortune* ausgedrückt werden. Das Adjektiv *fortunate* besitzt wiederum nur die positive Bedeutung ‚glücklich‘.

Das “Random House Webster’s College Dictionary”, 1991 erschienen, definiert die feinen Unterschiede zwischen *fortunate*, *lucky* und *happy* wie folgt: “*Fortunate* implies that the success is obtained by the operation of favorable circumstances more than by direct effort: *fortunate in one’s choice of a wife*. *Happy* emphasizes a pleasant ending or something that happens at just the right moment: *By a happy accident I received the package on time*. *Lucky*, a more colloquial word, is applied to situations that turn out well by chance: *lucky at cards, my lucky day*.”

Zu den Fällen, in denen eine *pejorative*, d.h. eine verschlechternde Entwicklung eingetreten ist, wo also ein ursprünglich neutrales Wort häufig in der negativen Bedeutung verwendet wird, zählen das vom lateinischen *fatum* herzuleitende *fate* – ‚Schicksal‘ – und *accident: accidentia* sind auf lateinisch die ‚zufälligen Ereignisse‘. *Fate* im Sinne von ‚gutem oder bösem Schicksal‘, wird oft in der Bedeutung ‚Verderben‘ gebraucht. So sagt man im Englischen über jemanden, den das Verderben, etwa der Tod, erteilte: *He met his fate*; auch das englische Adjektiv *fatal* entspricht keineswegs unserem deutschen *fatal*, sondern bedeutet ‚ins Verderben führend‘ bzw. ‚tödlich‘. Ähnlich ist es mit *accident*, das eigentlich auch im Englischen die Bedeutung ‚Ereignis‘ oder ‚Zufall‘ hat; oft wird es jedoch im Sinne eines ‚bösen Zufalls‘ oder eines ‚Unfalls‘ verwendet. Das Adverb *accidentally* bedeutet wiederum ‚zufälligerweise‘.

Die Beispiele zeigen, daß die vermeintliche Grundbedeutung eines Wortes beim Übertritt von einer Wortklasse in eine an-

dere – etwa vom Substantiv zum Adjektiv oder Adverb – manchmal nicht gewahrt bleibt, daß ein neutrales Wort nach gewisser Zeit unter Umständen nur in einer seiner beiden antonymischen Bedeutungen verwendet wird, daß eine positive oder negative Bedeutung manchmal durch ein entsprechend wertendes Adjektiv eigens gekennzeichnet werden muß. Grundsätzlich aber konnten wir feststellen, wie schwierig es sein kann, Wörter ohne Zusammenhang der Rede auf eine bestimmte Bedeutung festzulegen.

„*Gastfreund*“ oder „*Feind*“?

Der geschilderte Sonderfall des Entstehens gegensätzlicher Bedeutungen aus einem ursprünglich neutralen Wort und die spätere Beschränkung auf nur eine dieser Bedeutungen ist keineswegs erst eine neuere Entwicklung. Beim lateinischen *hostis* z.B. ergab sich aus der in ältesten Quellen belegten, ursprünglichen Bedeutung ‚Fremdling‘ einerseits die positive Bedeutung ‚Gastfreund‘ – im englischen *host* noch heute erhalten –, andererseits die negative Bedeutung ‚Feind‘; und allein diese verschlechterte Bedeutung hat sich schließlich durchgesetzt.

Der Religionswissenschaftler Pinchas Lapide schrieb 1991 zu diesem Thema in seinem Buch „Jesus, das Geld und der Weltfrieden“:

„In Rom wurden die Fremdlinge als *hostes*, also als ‚Feinde‘ klassifiziert, die ohne einen einheimischen Schutzherrn die Stadt nicht betreten durften. Im alten Assyrien, im Oberägypten der Pharaonen und in Babylon wurden die Fremden als Sklaven oder Fronarbeiter eingestuft oder galten als vogelfrei. So alt und so verbreitet ist diese Antipathie allen Ausländern gegenüber – auch in den Hochkulturen des klassischen Altertums. Sollte uns das nicht nachdenklich stimmen in einer immer kleiner werdenden Welt?“ (Ibid., S. 132)

Leider tragen selbst jüngste Schulwörterbücher des Lateinischen immer noch dadurch zur Verwirrung bei, daß sie unter dem Eintrag *hostis* die untergegangene Bedeutung ‚Fremdling‘ als erste unter den Bedeutungsvarianten aufführen. Aber mit

Wörterbüchern kann man zuweilen seine leidigen Erfahrungen machen.

### Nur „ein bißchen“

Ich möchte Ihnen jetzt die *Bedeutungserweiterung* und die *Bedeutungsverengung* deutlich machen, wobei ich ab und zu ein bißchen auf die historischen Entwicklungen eingehe. Ich sagte, daß ich *ein bißchen* – in Süddeutschland sagt man: *a bis-sel* – auf die historischen Entwicklungen eingehe und hätte auch sagen können, daß ich *ein wenig* auf die historischen Entwicklungen eingehe. Sie merken, worauf ich hinaus will: Ursprünglich redete man nur von einem *Bißchen* im Sinne eines ‚kleinen Bissens‘, wo etwas Eßbares abgeissen wurde, z.B. von einem *bißchen Brotes*, später von einem *bißchen Brot*, einem *bißchen Fleisch* usw. Heute umgehen wir das Substantiv *Bißchen* durch den Ausdruck *ein kleiner Bissen*.

Zum erstenmal belegt gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wird der Ausdruck *ein bißchen* – wie es Christoph Ernst Steinbachs in Breslau 1734 erschienenes „Vollständiges Deutsches Wörterbuch“ verzeichnet – bis heute in der allgemeinen Bedeutung ‚ein wenig‘ auch in anderem Zusammenhang gebraucht, etwa bei Maßangaben für Getränke (*ein bißchen Milch*, *ein bißchen Schnaps*) und bei Dauerangaben von Tätigkeiten: *ein bißchen zuhören*, *ein bißchen schlafen*. Kennen Sie noch das von Curd Jürgens gesungene Lied „Sechzig Jahre und kein bißchen weise ...“?

### Bei guter „Laune“

Ich hoffe, der gute Curd hat Sie damals nicht um Ihre gute Laune gebracht. Übrigens: das Wort *Laune* ist ein treffendes Beispiel für die *Erweiterung* des ursprünglichen Bedeutungsumfangs.

Das mittelhochdeutsche Wort *lune*, verwandt mit lateinisch *luna*, bedeutet nicht nur ‚Mond‘ oder ‚Mondphase‘, sondern zugleich die ‚Zeit des Mondwechsels‘, ja sogar allgemein die

‚Veränderlichkeit‘, also gewissermaßen die ‚Laune des Glücks‘ und die damit einhergehende ‚Stimmungsschwankung‘. Die Erklärung für diese Bedeutungsausweitung hat man wohl in der mittelalterlichen Astrologie-Lehre zu suchen, die davon ausging, daß wechselnde Mondphasen die Stimmung des Menschen beeinflussen.

Dieser Glaube lebt u.a. weiter im italienischen Wort *luna*, das ‚Mond‘ bedeutet, aber auch ‚schlechte Laune‘; es lebt weiter im Französischen, wo *les lunes* die ‚Launen‘ sind und wo *comme la lune* soviel wie ‚dämlich, doof‘ heißt. *Lunatic* bedeutet im Neuenglischen bekanntlich ‚verrückt‘; *lunacy* im juristischen Sinne sogar ‚Unzurechnungsfähigkeit‘. Auch das mittelhochdeutsche *vorhtlūnic* hieß übrigens ‚blödsinnig‘. Überhaupt decken die von *Laune* abgeleiteten Adjektive die ganze Spannbreite dieses Wortfelds ab. Seit dem 18. Jahrhundert ist *launenhaft* belegt im Sinne von ‚wechselnden Stimmungen unterworfen‘; *launig* hatte noch im 16. Jahrhundert die Bedeutung ‚verdrießlich, verstimmt‘; heute freuen wir uns über eine *launige Bemerkung*, denn sie ist ‚heiter, einfallsreich, witzig‘. Ein *launischer Mensch* galt demgegenüber noch im 15. Jahrhundert als ‚von übler Stimmung‘ und ‚verdrossen‘; seit dem 18. Jahrhundert sieht man in ihm eher einen Zeitgenossen, bei dem ‚rasch die Stimmung wechselt‘ oder der ‚rasch übler Stimmung nachgibt‘.

### „Schutz und Schirm“

Nachdem ich so ausführlich über die *Bedeutungserweiterung* gesprochen habe, will ich das gegensätzliche Phänomen erläutern. Der bereits erwähnte Germanist Hermann Paul veröffentlichte 1920 in Halle seine „Prinzipien der Sprachgeschichte“. Am Beispiel des althochdeutschen Wortes *skirm*, das seit dem Mittelhochdeutschen *schirm* hieß, erläuterte er das Phänomen der *Verengung* bzw. Spezialisierung des Bedeutungsumfangs.

Mit *Schirm* bezeichnete man zunächst den ‚zurechtgeschnittenen Fell- oder Lederüberzug des Schutzschildes‘, dann den

„Schild“ selbst und das „Parieren“, also die Kunst, sich mit diesem zu schützen. Ja, ein Blick in das auf S. 11 heute schon einmal zitierte „Etymologische Wörterbuch des Deutschen“ verriet uns sogar die Bedeutung, die *Schirm* in der mittelhochdeutschen Rechtssprache hatte: Es war ‚die Verteidigung, die der Verkäufer eines Gutes gegen den Einspruch anderer übernimmt‘ sowie für den, ‚der eingesetzt wird, diesen Schutz auszuüben‘ (ibid., S. 1202).

Inwiefern hat sich nun die Bedeutung von *Schirm* als ‚Schutzwehr‘ bzw. ‚Schild‘ im Vergleich zum heutigen Gebrauch verengt? Folgendermaßen, wie Hermann Paul erklärt:

„Wir können das Wort für jeden schirmenden Gegenstand gebrauchen. Im okkasionellen Gebrauche kann damit ein *Ofenschirm*, *Lampenschirm*, *Augenschirm*, *Regenschirm*, *Sonnenschirm* u.a. gemeint sein. Aber während wir das Wort als *Ofenschirm* oder *Lampenschirm* zu verstehen nur durch eine ganz bestimmte Situation veranlaßt werden, liegt es uns auch ohne solche nahe, es als *Regen-* oder *Sonnenschirm* zu fassen, und wir denken dann kaum mehr so sehr an die allgemeine Funktion des Schirmens wie an einen Gegenstand von bestimmter Gestalt und Konstruktion. Wir müssen daher anerkennen, daß sich diese Bedeutung als eine eigene, selbständige von der allgemeineren abgezweigt hat, gleichviel ob sie sich noch logisch unter dieselbe unterordnen läßt.“ (H. Paul: „Prinzipien . . .“, S. 87f.)

„*Besorgen*“ oder „*beschaffen*“

In einem vom Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL im Februar 1991 zitierten Urteil des 3. Karlsruher Strafsenats heißt es nach einer Kritik an der summarischen strafrechtlichen Würdigung durch ein Landgericht:

„Dies läßt besorgen, daß es sich mit den seiner Beurteilung entgegenstehenden rechtlichen Gesichtspunkten nicht in der gebotenen Weise auseinandergesetzt hat.“

*Dies läßt besorgen* heißt hier: ‚Dies läßt die Sorge aufkommen‘ – *besorgen* wird hier in einer Bedeutung verwendet, der wir zwar bei Thomas Mann noch begegnen, die aber heute gemein-

sprachlich nicht mehr üblich ist. Wir kennen die Ableitungen *Besorgnis* und *besorgt sein*, aber das präfigierte Verb *besorgen* – im Alt- und Mittelhochdeutschen noch in den Bedeutungen ‚befürchten‘ und ‚für etwas sorgen‘ geläufig – verwenden wir heute üblicherweise im Sinne von ‚beschaffen‘: *Sie läßt mir das Geld besorgen*.

### Von „Azubis“ bis „SAD“

Neben den sich in manchen, z. B. den naturwissenschaftlichen, Disziplinen ständig vermehrenden fachsprachlichen Begriffen gehören auch die Abkürzungen zu den sprachlichen Einheiten, die sich ständig vermehren. Einige davon gehören nicht gerade zu den euphonischen, d. h. wohlklingenden Wortbildungsmustern – oder gefällt Ihnen die Bildung *Azubi* für den weiblichen oder männlichen *Auszubildenden*? Früher sagte man: *Lehrling*.

Viele Akronyme – so nennt man die Kunstgebilde aus Anfangsbuchstaben bzw. Silben von Wörtern – sind allerdings inzwischen so geläufig geworden, daß man sie gar nicht mehr als solche erkennt. Wußten Sie z. B., daß das Wort *Radar* ein Kunstwort darstellt, daß aus den ersten Buchstaben von *ra(dio) d(etection) a(nd) r(anging)* gebildet ist? Auch die italienische Automarke *Fiat* ist ein Buchstabenwort: *F(abbrica) I(taliana) A(utomobili) T(orino)*. Man kann Buchstabenwörter besonders gut behalten, wenn ihre Bedeutung der eines real existierenden Wortes der jeweiligen Sprache angenähert ist. Im Englischen gibt es viele geschickte Bildungen dieser Art. In den letzten Jahren ist es z. B. im Bereich der Psychiatrie gelungen, eine atypische Unterart der schweren Depression zu identifizieren, die saisonale Gemütsstörung, englisch *seasonal affective disorder*: Die Anfangsbuchstaben ergeben das Akronym *SAD* – *sad* bedeutet bekanntlich ‚traurig‘.

Apropos Abkürzungen: Wußten Sie, daß man im angelsächsischen Raum zum Beispiel auf Visitenkarten nicht nur Titel, sondern auch Ordensbezeichnungen in abgekürzter Form hinter seinem Namen vermerkt? Man muß sich wirklich auskennen, um die entsprechenden Ehrenbezeichnungen richtig wür-

digen zu können. Am 20. Februar 1991 wurde z.B. Barbara Cartland, die mit ihren 533 Romanen als „Königin der Liebesromanzen“ galt, von Queen Elizabeth II für ihre Verdienste um die Literatur zur „Dame of the British Empire“ ernannt; hinter ihrem Namen durfte sie seitdem die Abkürzung *D.B.E.* führen. Dem Namen nachgestellte Titel, z.B. *Ph.D.* für den ‚Doktor der Philosophie‘ oder *LL.M.* für den ‚juristischen Magistergrad‘, können im Vereinigten Königreich durch eingeklammerte Zusätze noch näher bestimmt werden: Die Kurzform *Oxon.* steht für ‚Oxonian‘, die Kurzform *Cantab.* für ‚Cantabrian‘ – diskrete lateinische Hinweise darauf, daß der Namensträger in den prestigeträchtigen Universitätsmauern von Oxford bzw. Cambridge akademische Meriten erworben hat.

„Affengeil“

Vielleicht erinnert sich manche bzw. mancher von Ihnen noch daran, daß die zunächst ausschließlich von Jugendlichen bevorzugte Verwendung des Wortes *geil* im Sinne von ‚toll, lustig, großartig, aufregend‘ bei Erwachsenen anfangs auf Unverständnis stieß, später allerdings eine gewisse allgemeine Akzeptanz erlangte, wobei man bei der Übernahme der fast beliebig erweiterbaren Steigerungsformen, z.B. der Komposita *affengeil* und *schweinegeil*, eher zögerlich verfuhr. Hier kamen dann doch Berührungängste ins Spiel. Worüber sich wohl kein Jugendlicher und kein sprachhängstlicher Erwachsener Gedanken gemacht hat, ist die sprachhistorische Erkenntnis, daß diese Verwendung des Wortes *geil* unbewußt eine ältere Bedeutung wieder aufgreift, die verlorengegangen ist. Aber wer schaut schon in ein sprachhistorisches (etymologisches) Lexikon, wenn er besonders kreativ sein will? Eher schaut man schon in Günther Hunolds 1972 in München erschienenenes „Lexikon des pornographischen Wortschatzes“, und – siehe da! – auf Seite 85 liest man unter dem Stichwort *geil*:

„Das altgermanische Wort bedeutete ursprünglich ‚kraftvoll, üppig, übermütig, lustig‘. Heute fast nur noch im Sinne von ‚wollüstig, lüstern, sexuell erregt‘ und ‚gierig‘ gebräuchlich.“

Nur drei Jahrzehnte nach seiner Aussage muß man den Verfasser bereits korrigieren, denn heute ist das Wort *geil* in vielen Sprachgruppen jeglichen sexuellen Anklangs entkleidet – es bedeutet soviel und sowenig wie ‚toll, super, heftig‘. Aufschlußreich ist dabei die historische Erkenntnis, daß das altenglische *gāl* mit der Bedeutungsskala ‚stolz, übermütig, lustig, lüstern‘ und das altisländische *geiligr*, das soviel bedeutete wie ‚stattlich‘ oder ‚schön‘, im germanischen Sprachbereich z. B. verwandt sind mit älterem niederländischem *gijlen* im Sinne von ‚gären‘ und dem norwegischen *gil* für ‚gärendes Bier‘. Somit ergibt sich für das germanische Adjektiv ursprünglich die Bedeutungskette ‚in Gärung befindlich‘ oder ‚aufschäumend‘, dann ‚erregt‘ bzw. ‚heftig‘. Außergermanische Vergleiche lassen sich in der baltoslawischen Sippe finden, z. B. die litauischen Formen *gailas* – es bedeutet ‚heftig‘ – und *gailūs*, das so viel bedeutet wie ‚jähzornig, wütend, rachsüchtig‘ oder ‚scharf, beißend, bitter‘. Nach mehreren Jahrhunderten schließt sich hier wieder ein Bedeutungskreis.

„*Geil*“ oder nicht „*geil*“ ? – das ist die Frage

Zum Gebrauchswert des Wortes *geil* eine Ergänzung: In Enzklösterle im Schwarzwald tagte im August 1994 – wie in jedem Jahr – der „Arbeitskreis Umgangsformen International“ und diskutierte unter der Leitung der Bielefelder Tanzlehrerin Inge Wolff Probleme der Etikette. Das beliebte Wort *geil*, so hieß es dort, habe zwar eine bedeutungsmäßige Veränderung erfahren und werde als neutrale Variante für *klasse* oder *super* verwendet. Gleichwohl warnte Inge Wolff: „Viele ältere Menschen finden das Wort obszön!“ und empfahl den Eltern, den Wortschatz ihrer Kinder nicht zu imitieren – auch, wenn viele Teenager zur Zeit alles „irgendwie kult“ fänden. Wer die 30 überschritten habe, solle sich hüten, derartige Ausdrücke zu verwenden – es sei denn, man wolle sich lächerlich machen.

Wer sich in die *abgepfiffene* Jugendsprache der neunziger Jahre als *Wissenschaftsfuzzi* einarbeiten möchte, dem sei Her-

mann Ehmanns „Lexikon der Jugendsprache“ zur Lektüre empfohlen: Es trägt den Obertitel: „*affengeil*“.

### Ein „*schlägefauler Nebenmensch*“

Sprachwandel umfaßt bei lebenden Sprachen neben der Neuentstehung von Wörtern und Bedeutungen auch das Absterben von Wörtern. Mit einer gewissen Pedanterie möchte ich dies an zwei Wörtern erläutern: *Nebenmensch* und *schlägefaul*.

Das 1854 von Jacob und Wilhelm Grimm begonnene „Deutsche Wörterbuch“ gibt für das Wort *Nebenmensch* u.a. Belege aus den Werken Wielands und Schillers. Später wurde es durch *Mitmensch* ersetzt – ebenso wie das Wort *Nebenchrist*, das noch bei Goethe und bei Adelung für *Mitchrist* zu finden ist.

Johann Christoph Adelung hatte 1811 ein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart“ verfaßt, um die Sprache seiner Zeit festzuhalten.

Für das Wort *Nebenchrist* erkennt Nabil Osman (142004) in seinem „Kleinen Lexikon untergegangener Wörter“ als Untergangsgrund den Bedeutungswandel:

„... *neben*, althochdeutsch, mittelhochdeutsch ‚in gleicher Linie‘, hat heute in unerschöpflichen Zusammensetzungen die Bedeutung von ‚in zweiter Linie‘ als Gegensatz zu *haupt-*... Infolge dieser semantischen Verschiebung ist *neben* in vielen Zusammensetzungen untergegangen; *mit-* ist heute das entsprechende Ersatzwort.“ (S. 153)

Den Untergangsgrund für *schlägefaul* – bei Adelung noch als ‚unempfindlich gegen Schläge‘ definiert – sieht Osman in der Zweideutigkeit des Wortes:

„Die heutigen Zusammensetzungen mit *-faul*, wie z.B. *schreibfaul*, *denkfaul*, *mundfaul*, *maulfaul*, *stinkfaul*, *kernfaul*, *oberfaul*, *erzfaul*, haben die Bedeutung: ‚faul zum Schreiben; faul zum Denken; faul, den Mund aufzutun; faul, das Maul aufzutun; im Kern modern; sehr bedenklich; ganz faul‘. In Analogie dazu wäre die Bedeutung von *schlägefaul* ‚faul zum Schlagen‘. Da das Kompositionsglied *-faul* in *schlägefaul* die irreführende Bedeutung von ‚ab-

gehärtet‘, ‚unempfindlich‘ hat, kann die Zusammensetzung zweierlei bedeuten: 1. gegen Schläge unempfindlich; 2. selbst bei Schlägen faul . . .“ (S. 178)

Und wegen dieser Zweideutigkeit ist das Wort untergegangen.

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck